

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Alle unbenutzte eingekaufte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Druck und Verlag von Rudolf Wolff in Berlin.

Die Ballonfahrt.

Der letzte von den 23 Konkurrenten um den Gordon-Bennett-Preis der Luft, der Ballon „Busch“, ist in der Nähe der schottischen Küste bei Edinburgh auf der Nordsee niedergegangen. Auch hier haben sich die beiden Insassen glücklich retten können. Von den einen Tag später aufgestiegenen 32 Dauerflieger fehlten dagegen auch jetzt noch die beiden Ballons „Hergesell“ und „Flauen“.

Auch bei ihnen besteht noch immer die Hoffnung, daß sie irgendwo an der Nordseeküste zum Vorschein kommen und geborgen werden können. Allerdings hegt man für sie bereits Befürchtungen, Befürchtungen, die um so lebhafter sind, als sich inzwischen herausgestellt hat, daß nicht alle Ballons für solche Dauerflüge und zumal für die Landung auf See genügend ausgerüstet waren.

Der Windgott hat es gewollt, daß gerade die Dauerflieger, für die es doch nur darauf ankam, ohne Rücksicht auf die zurückgelegte Strecke möglichst lange in der Luft zu bleiben, diesmal zu einem wesentlichen Teile größere Distanzen zurücklegen konnten als die eigentlichen Weitflieger, die Bewerber um den Gordon-Bennett-Preis. Die ganze Ballonkonkurrenz war eben diesmal von besonderem Mißgeschick verfolgt. Die Gordon-Bennett-Fahrer verloren schon einen ganzen Tag dadurch, daß der Wind, der am Sonntag aus Nordwest kam und die Luftschiffer also nach Schottland, Dänemark und in die Nordsee trieb, nach Süden umschlug und die Ballons nach Sachsen und Hannover trug, dann aber in der Nacht völlig nach Südosten herumging und nun plötzlich die Fahrtrichtung gewaltig zum Dänemark und nach der Nordsee änderte; so daß die Teilnehmer auf diese Weise fast einen Kreis um ihren Ausgangspunkt beschreiben mußten.

Es ist zweifellos ein aufregendes Schauspiel gewesen, das sich in diesen Tagen in den Lüften abspielte, ein Spiel mit Menschenleben, das man nicht ohne weiteres mit anderer sportlicher Betätigung vergleichen und nicht ohne weiteres damit entschuldigen kann, daß es ja schließlich nur das eigene Leben sei, das die Veronanten aus dem Spiel legen. Es soll nicht verkannt werden, daß die Luftschiffer sich auch gewisse wissenschaftliche Verdienste erworben hat. Auf der anderen Seite werden diese wissenschaftlichen Zwecke aber heute bereits auf andere Weise, insbesondere durch Festballons und unbemannte, selbstregulierende Ballons gelöst, und bei den Weltfahrten vollends ist der wissenschaftliche Zweck und Charakter völlig in den Hintergrund gedrängt. Und mit gutem Recht! Das Luftschiff der Zukunft ist der lenkbare Motorballon; der Freiballon, der in diesen Tagen noch einmal triumphieren wollte und sollte, ist schon oder doch beinahe veraltet.

Unter diesen Umständen, da man schon die Verechtigung der Konkurrenz in Zweifel ziehen konnte, war unseres Erachtens doppelte Vorsicht am Platze. Diese Vorsicht ist, wie es scheint, nicht oder doch nicht immer geübt worden. Wenn im Gegensatz zur vorjährigen Gordon-Bennett-Konkurrenz in Amerika, die von Unfällen völlig befreit blieb, die diesmaligen Weltfahrten so außerordentlich reich an unglücklichen Zwischenfällen waren, so ist das nicht ausschließlich Schuld des Nebels gewesen, der ja allerdings dadurch, daß er die Luftschiffer im Zweifel ließ, ob sie sich über Land oder über See befinden, teils die vorjährigen Landungen verschuldet, teils die Landungen auf See zur Folge hatte, die den Verlust der Anwartschaft auf den Preis

bedingen. Ein großer Teil der Unfälle scheint aber doch selbstverschuldet zu sein. Als der amerikanische Ballon „Conqueror“ gleich nach der Aufstiegsplatz und auf dem Dache eines Friedländer Wohnhauses ein tragliches Ende fand, da wurde auch von Sachverständigen die Schuld auf das mangelhafte Material des Ballons zurückgeführt. Als anderen Tages der Spanier „Montana“ bei Weisendorf in Sachsen aus 2000 Meter Höhe herabstürzte und sein Fahrer nur mit knapper Mühe mit dem Leben davonkam, da wurde dieser glücklicherweise Sturz zwar von den Sachverständigen merkwürdigerweise als ein Beweis für die Ungefährlichkeit der Luftschiffahrt erklärt, aber es wurde doch auch zugegeben, daß das Ballonnetz, das der Spanier benutzt hatte, in seiner Konstruktion noch nicht ausreichte und erprobt sei. Von anderen Ballons hat man gehört, daß ihre Lenker während der letzten oder siebzehntägigen Fahrt außerordentliche Strapazen und Entbehrungen haben erdulden müssen, weil sie nicht genügend mit Proviant versehen waren, und von dem noch fehlenden Ballon „Hergesell“ endlich erzählt man heute, daß die beiden jungen Offiziere, die ihn führten, weder mit Proviant noch mit warmer Kleidung, vor allem aber nicht einmal mit Rettungsgürteln ausgerüstet sind.

Hier scheint uns ein direkter Mangel in der Organisation vorzuliegen. Man hätte hier, ähnlich den Vorkehrungen bei anderen sportlichen Konkurrenzen, von Amts wegen, das heißt von Seiten der Leitung ganz bestimmte und allgemeine gültige Vorschriften über eine gleichmäßige und ausreichende Ausrüstung erlassen müssen.

Es ist, als ob sich die Luft gegen die Versuche wehrt, nun auch sie zu bezwingen. Lebhare und Freiballons, das Motorluftschiff und die Flugmaschine scheitern an und in dem Element. So sympathisch und bewundernswert alle diese Versuche an sich sein mögen, der Sport gerade hat eine Grenze, wo er aufhört, Sport zu sein, wo er hart an die tollkühnen Wagemutigen rücksichtsloser Desperados freist. Wir hoffen, wie gesagt, noch immer, daß auch die beiden Ballons und ihre Führer, von denen bis zur Stunde noch jede Nachricht fehlt, glücklich landen werden. In die Teilnahme an ihrem Schicksal aber und in das Interesse an dem großartigen sportlichen Schauspiel mißt sich gerade in diesem Falle die unruhige und vielfach unwillige Frage: Wozu?

• Über das Vorgehen der Regierung gegen Professor Walter Schüding in Marburg, den Bruder des Bürgermeisters, können wir noch folgendes mitteilen. Das Kultusministerium hat schon Schritte gegen Professor Schüding unternommen, bevor das Ministerium des Innern seine Aktion gegen den Bürgermeister von Hufum begann. Im Januar erhielt Professor Schüding vom Ministerium einen Beweis, weil er die Entstehungsvorgänge mit einigen scharfen Worten kritisiert hatte. Einmal später wurde der Rektor der Universität Marburg beauftragt, in aller Stille Erhebungen über den Geist der Schüding'schen Vorlesungen anzustellen, da Herr Professor Schüding in dem Verdacht stand, politische Ausrerungen in seine Vorträge einzuschleichen. Schließlich wurde Herr Professor Schüding dann amtlich eröffnet, daß er — obwohl er Mitglied der Prüfungskommission war — zu den Prüfungen nicht mehr herangezogen werden solle, und als die Prüfungskommission für das neue Jahr zusammengetreten wurde, wurde Professor Schüding für das ganze Jahr aus dieser Kommission ausgeschlossen. All diese Vorgänge spielen sich, wie gesagt, vor der Hufumer Aktion ab; die neueste Maßregel ist die Nichtzulassung des Professors

Schüding zu der Verhandlung gegen seinen Bruder, den Bürgermeister.

Die Konferenz.

Die Darbanellenfrage vom Programm ausgeschaltet.

Die Meldung unseres Petersburger K-Korrespondenten, daß die Einigung zwischen Rußland und England über die Orientkonferenz erfolgt sei, wird jetzt von offizieller Seite aus Paris, wo Herr Jzowski mit dem Programm erwartet wird, bestätigt. Wie uns ein Telegramm berichtet, meldet die Agence Havas aus London, daß England sich mit dem vom russischen Minister des Äußeren Jzowski vorgelegten Konferenzprogramm vollständig einverstanden erklärt habe. Die Darbanellenfrage sei vom Programm ausgeschaltet, aber zwischen beiden Staatsmännern geregelt. Diese Regelung bedürfe nur noch der Zustimmung des Ministerrats.

Über den weiteren Gang, den die internationalen Verhandlungen nun nehmen sollen, wird uns berichtet:

Paris, 15. Oktober. (Privat-Telegramm.)

Die Orientkonferenz ist entgegen dem noch geltend hier bekannt gewordenen pessimistischen Auffassungen einiger englischer Politiker gesichert. Allerdings hat nach Scheinbar zweifelhaften Telegrammen Jzowski nur einen Programmentwurf in großen Linien bisher durchsetzen können. Aber es scheint Aussicht zu bestehen, daß in der Unterhaltung, die der Minister Rußlands mit Sir Edward Grey gestern gehabt hat, auch schon genauere Abmachungen getroffen wurden. Diese Vereinbarungen werden, wie jetzt feststeht, von Jzowski auf der Durchreise zunächst seinem Kollegen Pichon in Paris, dann in Berlin dem Reichskanzler persönlich mitgeteilt werden. Vorher sollen die Mächte von dem allgemeinen Programm schon Kenntnis erhalten, doch wird jede Veröffentlichung vermieden, um verfrühten Gerüchten in der Presse zu verhindern. Trotz dieser Vorsicht sichern allerlei Andeutungen durch. Von diesen sei als die wichtigste nur mitgeteilt, daß die Einigung über die Darbanellenfrage zwischen Rußland und der Türkei direkt erfolgen soll, wobei aber wohl die Mächte, besonders England, als stille Mitgeber fungieren werden. Als Ort der Konferenz (auf den feierlichen „Kongress“ hat man verzichtet) wird voransichtlich die Hauptstadt eines Landes gewählt werden, das nicht zu den Signatarmächten des Berliner Vertrages gehört.

Allen Versicherungen zum Trotz gilt es hier für zweifellos, daß England nur zögernd und nur im Frankreichs Willen dem russischen Drängen teilweise nachgegeben hat. Einige französische Zeitungen, die den inneren Zusammenhang der Ereignisse genauer kennen, warnen dem auch auf neue davon, bei den Beratungen über die Balkanfragen die Gruppierung der Triple-Entente allzu kräftig zu unterstützen. Der „Figaro“ weist darauf hin, daß die Ereignisse nur zufällig mit Jzowski's Reise zusammenstießen, und daß deshalb von einer abschließenden Gruppierung nicht die Rede sein könne. Es bleibe dahingestellt, ob dieser Sach ohne jede Einschränkung richtig ist. Aber niemand wird etwas gegen die Forderungen sagen können, die der „Figaro“ bei einer etwaigen Konferenz an Frankreich stellt, und die eben so auch für alle übrigen Mächte gelten können: „Keine Überforderungen, keine Hintergedanken, ein klares und einfaches Programm. Wer kein Sonderinteresse hat, sollte nicht auf das moralische Ubergewicht verzichten, das eine uninteressierte Stellung verleiht.“

Wollig gesichert allerdings ist die Konferenz, selbst wenn die Triple-Entente über die Hauptpunkte einig ist, noch keineswegs, aber

Michel im Konzert.

[Nachdruck verboten.]

Natürlich kam er zu spät. Er war in Schmaragdberg gewesen bei den Ballons und noch ganz betäubt von dem Gasgeruch und den hohen Preisen. Die Glasche Schamwein — deutsches Fabrikat — hatte nichts gekostet; er hatte noch immer die Nase voll von den Ballons — es waren nicht alle feinsten — als er den Saal betrat, wo Raoul Lehmann mit einem Orchester Musik machte. Michel liebte die Musik nicht; aber sein Freund Feurig hatte ihn das Besprechen abgenommen, persönlich zu erscheinen. Außerdem hatte er ihm fünf Mark abgenommen für das Bilet. Herr Feurig liebte die Musik zwar auch nicht. Aber seine Frau liebte sie und der Raoul Lehmann. Feurig hieß er Paul Lehmann; aber weil Madame Feurig es wünschte, nannte er sich Raoul; es mochte sich besser.

Raoul Lehmann spielte das As-dur-Konzert von Liszt — oder war es B-moll? — und ein Satz war glücklich vorüber, als Michel erschien und neben Madame Feurig Platz nahm. Aber das Ras hatte viele Söhne. Michel ließ seine Wäde schaukeln. Im Saal waren eine Anzahl Leute; die Teilnahmen jedoch waren so leer wie in Schmaragdberg, und zwar nicht gefüllt war als die Ballons. Der Mann am Klavier tat, was er konnte. Der Schweiß lief ihm über den dreihäutigen Rücken. Es war aber auch keine Kleinigkeit: einer gegen dreißig. Da kam man sich schon gratulieren, wenn man überbringt etwas von ihm hört. Michel gab sich alle Mühe; aber er hörte nichts. Nur einmal, als die anderen schwiegen, hörte er was. Und das mußte wohl sehr schön sein. Denn die Dame hinter ihm sagte „Jovell“ und „hörschall“. Die englischen sind ja so muskelfähig. Michel überlegte sich, was wohl der Abend dem Konzertgeber kosten würde, und er kam zu dem Resultat, daß es am Ende noch ein besseres Geschäft sei, um die letzte Luft zu schiffen, vorausgesetzt, daß man nicht plagt und vor der Zeit niederkommt.

Michel konnte den Vergleich nicht weiter fortführen; denn man klatschte, und Frau Feurig fragte, wie es ihm gefallen habe. „Schönlich“, sagte Michel, „von dem Gestank magen Sie sich keine Vorstellung, Madame; ich sage Ihnen: nicht zum Aushalten. Und so langweilig.“ Frau Feurig wandte sich ab; sie war in ihren besten Empfindungen verlegt. Sie schweifte in Liszt und Lehmann, und immer fragte von Gott weiß was. Michel merkte nichts. Denn ein Mann kehrte auf ihn los, der so ansah, als ob er etwas wäre, ein Mensch mit einem maßlos bedeutenden Gesicht. Michel hatte ihn irgendwann einmal getroffen; der Mann spielte Trommel oder Geige

oder so. „Herr Michel, wie kommen Sie denn hierher?“ apostrophierte ihn der Virtuose. Michel gähnte — es war sehr leichsinning —, daß er sich ein Bilet gekauft habe. Der Künstler fragte: „Gefällt? Verstehe ich recht? Herr, Sie haben das Bilet gekauft? Das gibt?“. Er schüttelte ihm die Hand, nannte ihn Nicemas und überreichte ihm ein Bilet für sein nächstes Konzert mit dem Bemerkens, daß es fünf Mark koste. Vergessensprotektierte Michel: er sei gänzlich unmusikalisch und so weiter. Es half nichts. Der Mann mit dem bedeutenden Gesicht bestand auf seinem Bilet: er mußte zahlen. Madame Feurig machte: „St!“ Denn der nächste Satz begann. Wenn das so weitergeht, dachte Michel, werde ich jeden Abend in ein Konzert müssen. Ihm fiel das Bilet ein aus dem Wallefen mit dem fortzuziehenden Böses gebären. Oder war es die „Jungfrau“? Es gibt viele Menschen, die Konzerte geben, aber wenige, die Biletts kaufen.

Weiß der Rudolf, woran es lag; Michel hatte den Gasgeruch noch immer in der Nase. Er wandte seinen Blick nach dem Podium. Der Mann, der da stand und dirigierte, hatte so ein merkwürdiges Gesicht. Ein Grinsen hatte er im Sinn, und die Haare waren in der Mitte geschleift. Kein Zweifel: das war Raoul. Und zwar nicht der verlorbene Hans, sondern der lebendige Bernhard. Aber die anderen kümmerten sich den Teufel um ihn. Der erste Geige, dieser Abentener, ein Mensch, der kaum die Noten lesen konnte — so kurzzeitig war er —, spielte drauf los, als ob es nur darauf ankäme, vor zu erst fertig zu sein. Der Cellist hatte eine Nase, wie ein Bogen so lang; mit der Hand er auf dem Gesäß herum, wie wenn er noch keinem zu fragen hätte; ganz unabhängig von dem Konzertgeber. Und das war nicht mehr Raoul Lehmann, sondern ein Mann mit einem neuen Zauben, ein ganz beschwärmter Mannchen. Er konnte einem leid tun: so spielten sie mit ihm. Und das Klavier war kein Klavier, sondern ein Indisfak, ein konstantinopolitanischer. Der quartete ein jeder den Konzertgeber, wie er konnte. So unterließ er sich, was man auf dem Programm unter quater Mitwirkung nennt. Man spielte den Schubert in Grund und Boden. Das war nicht mehr Liszt; das war Überfließ und Hinterfließ. Danter Galtschleier. Und Liszt schlug den Takt, als ob alles in schoner Ordnung sei. Mit der modernen Musik ist es ja auch so eine Sache: wenn sie nicht falsch klingt, ist sie nicht richtig. Die Hauptsache war, das man Klatschte. Frau Feurig raste und rief „Lehmann“. Michel rief ebenfalls Lehmann; Frau Feurig sollte nicht merken, daß er geschlafen hatte. Aber es war verlorene Mühe. Denn Michel schnarchte, wenn er schlief.

Dr. IX.

Die Fremdenlegion.

Von Hanns Heinz Ewers.

Nicht nur Kinder haben ihre „schwarzen Männer“, vor denen sie sich fürchten, auch die Erwachsenen haben sie, ganze Völker. Noch heute ist für große lutherische Volksmassen der „Jehudi“ so ein schwarzer Mann, der amerikanische Spudner ist es, und die Fremdenlegion nicht weniger. Und manche Völker, die ihr Publikum kennen, ergreifen die Gelegenheit der Colobana-Defestionen und erzählen ihren Kindern, was sie so gern hören wollen: Gruenelgeschichten über die Legion.

Niemand kennt sie natürlich. Freilich haben wir in Deutschland eine Menge früherer Legionäre, ich glaube, sie haben sogar einen Verein. Aber es ist doch ein Unflug, ihre Erzählungen für bare Münze zu nehmen — würde man denn einem Matrosen erlauben, sein Gutachten über die Marine abzugeben? Und von tausend alten Legionären ist gewiß kaum einer inslande, ein ruhiges sachliches Urteil zu fällen: so entstehen alle die Nordgeschichten und Legenden.

Die Geschichte der Legion Estrangee ist nicht sehr alt, datiert erst aus dem Jahre 1831. Aber ehrenvoll ist sie gewiß. Ihre Gründung verdankt sie der Justiz-Ministerpolitik des Sohnes von Philippe Egalité, der seines Vorgängers Algerienläufer dadurch populär zu machen versuchte und auch machte, daß er die stehende Armee in dem gefährlichen Maurenkriege entlastete und zum großen Teil auf die Schultern einer Söldnertruppe lud, die den Franzosen im ganzen völlig gleichgültig blieb. Es war Louis Philippe's Sohn, der Herzog Ferdinand von Orleans, der sich zuerst in London mit den sechs Söldnerbataillonen einschiffte. Man muß anerkennen, daß die Idee des Bürgerkönigs eine ganz ausgezeichnete war. Sie ist keine einzige, die heute noch lebt, und die Frankreich unerschöpfbare Dienste bei allen möglichen Gelegenheiten leistete, bei denen eine reguläre Truppe unter keinen Umständen hätte verwendet werden können.

Die sechs Bataillone hatten 5000 Mann; die drei ersten sowie das sechste Bataillon bestanden aus Deutschen, das vierte aus Spaniern, das fünfte enthielt Polen und Italiener. Gleich von Beginn an zeigte die Legion Estrangee ihre Unfähigkeit, berückt sind ihre Leistungen gegen Abdel-Kader in den Massakern. 1836 forste die französische Regierung die Legion der Spanischen aus, 7000 Mann gegen Don Carlos, nur 400 kehrten nach Frankreich zurück. Aber die Tage von Quessa, von Barbastro und Billaiba bewiesen ihre